

Matthias Huber

Zurück nach Eden

Wie christliche Lebenskunst
in die Freiheit führt

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2026

Hermann-Herder-Straße 4, D-79104 Freiburg

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © mauritius images / Beppe Castellani /

Alamy / Alamy Stock Photos

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-02680-5

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-84680-9

*Der Unterschied zwischen dem, was wir tun,
und dem, was wir tun könnten,
würde reichen, um die meisten Probleme dieser Welt zu lösen.*

(Mahatma Gandhi)

Inhalt

Geleitwort von Magnus Striet	9
1. Prolog	11
2. „Nicht schon wieder!“ oder „Endlich frei!“? Wie wir uns heute aus dem Paradies vertreiben	20
3. ... und wie es Adam und Eva uns vorgemacht haben	31
4. Sich trauen, vertrauen, zutrauen. Wie Turnhallen, Traualtäre und Tropenwälder das Paradies erahnen lassen	41
5. Spur zurück nach Eden: Die Wirklichkeit mit der Gabe-Brille betrachtet	57
6. Gestrandet auf der Lebensinsel – Hoffen auf Rettung	73
7. „Ich bin’s, euer Gott.“ Vertrauensbildende Maßnahmen vom größten Geber	84
8. Wahres für Bares – oder gratis und einleuchtend? Was der Messias jedem Faktenfinder voraushat	95
9. Der sich für Hungernde essbar macht – oder: Wenn Gabe und Geber verschmelzen	111
10. Wenn Füße statt Köpfe gewaschen werden: Raus aus der Moralisierungsfalle	123
11. Utensilien für den Weg: Vergebung und Toleranz	137
12. Für die Welt zum Geschenk werden: Wie paradiesisch Kirche sein könnte	149
13. Nur als Geschenk erhältlich: Die Auferweckung vom Tod ...	165
14. Epilog: Auf dass wir alle gut nach Hause kommen	175
Danksagung	181
Anmerkungen	183

Geleitwort

Eines ist sicher: Der Mensch lebt nicht in Eden, mithin in einem Paradies. Wer dies behaupten wollte, müsste ein Verdrängungskünstler par excellence sein. Zu drastisch ist die Wirklichkeit, als dass der Mensch meinen könnte, bereits im Hier und Jetzt in paradiesischen Zuständen zu leben. Oder aber er lebt, durch den Zufall der Geburt begünstigt, narzisstisch verengt ausschließlich seine eigenen Bedürfnisse reichhaltig aus. Allerdings bleibt selbst den im Unterschied zu anderen Bevorteilten die Gewissheit ihrer eigenen Sterblichkeit und der ihrer Liebsten. Und dann gibt es die unendlich vielen Gedemütigten und Gemordeten der Geschichte, denen doch auch unser solidarisches Gedenken gelten sollte. Wollen wir sie für endgültig tot erklären? Die Auferweckungshoffnung hat sich gegen diese trostlose Perspektive gestemmt.

Als mich Matthias Huber fragte, ob ich ein Geleitwort zu seinem Buch beisteuern würde, habe ich gerne zugestimmt. Wie „Eden“ genau zu verstehen ist, ist ein beliebtes Gesprächsthema zwischen uns. Nur eines ist kein Streitthema: Wenn es keinen Gott gibt, der unsere Existenz über die Todesgrenze hinaus verstetigt, ihr eine Ewigkeit bei sich gibt, dann muss unser alltägliches Leben zwar immer noch nicht als sinnlos erlebt werden. Doch das Wissen darum, dass am Ende alles und damit auch wir in einem kalten Nichts verschwunden sein werden, geht nicht spurlos an unserem jetzt gelebten Leben vorüber. Es zeichnet sich dann eine Melancholie in es ein.

Und gleichzeitig ist es doch so, dass ein frischer, sich Gott zutrauender Glaube das Leben doch bereits jetzt verändert. Wir müssen unser Leben gestalten. Unausweichlich verlangt es uns ab, zu Autoren und

Autorinnen unserer eigenen Biographie zu werden. Allerdings macht es einen Unterschied, ob ich am Ende auf einen Größeren, mir in seiner liebenden Allmacht entgegenkommenden Gott vertrauen darf, der mich und alle diese anderen Menschen auffängt, oder nicht. Und zwar deshalb, weil der Glaube an diesen Gott mein Leben bereits jetzt prägt, entlastet.

Der akademischen Theologie geht der Ruf voraus, selbstbezogen, in ihren internen Debatten verstrickt und an den Lebensrealitäten der Menschen von heute vorbei ihr Geschäft zu vollziehen. Wer bücherverliebt ist und regelmäßig Buchhandlungen besucht, wird schnell registrieren, dass es praktisch keine Regale mehr gibt, die Theologie präsentieren. Nun gibt es berechtigterweise eine hochakademische Literatur, die kein breites Publikum erreichen kann. Das ist unproblematisch. Wenn aber die Theologie etwas mit dem konkreten Leben zu tun haben will, und dies ohne Abstriche davon zu machen, was denkbar und bezogen auf das alltäglich erlebte Leben plausibel ist, dann muss sie zu Übersetzungsleistungen fähig sein. Ich hatte mich deshalb damals, als Matthias Huber bei mir Assistent wurde, einem Lehrstuhl, der recht bunt besetzt ist, sehr gefreut, als er mir von seinen Plänen erzählte, ein auf ein breiteres Publikum orientiertes Buch schreiben zu wollen. Und ich meine, es ist ihm mit Sprachwitz und bleibender existentieller Ernsthaftigkeit sehr gelungen. Die Zukunftsfähigkeit und lebensermutigende Kraft des christlichen Glaubens wird sich daran entscheiden, ob die Auferweckungshoffnung auch künftig noch verständlich gemacht werden kann. Es ist über Gott zu reden, und das bedeutet christlich: Es ist über den Gott Jesu zu reden.

Deshalb wünsche ich *Zurück nach Eden* viele Leser und Leserinnen.

Magnus Striet

1. Prolog

Ein Gedankenexperiment: Sie sind in einem fremden Land zu Gast und betreten einen vollbesetzten Kinosaal. Alles sieht so aus, wie Sie es von einem normalen Kinobesuch kennen. Der Unterschied: Das Publikum sitzt statt in Kinossesseln auf mitgebrachten klappbaren Hochsitzen und schaut aus luftiger Höhe auf die Leinwand. In Ihrer Verwunderung sprechen Sie einzelne Personen an, um den Grund dieser merkwürdigen Sitte in Erfahrung zu bringen. Zu Ihrer Überraschung zeigen sich diese ebenso verwundert über Ihre Frage. Man schaut Sie so unglaublich an, als hätten Sie gefragt, warum eigentlich in einem Kino alle auf eine Leinwand schauen und dabei Popcorn in sich hineinwerfen.

So versuchen Sie, sich selbst einen Reim darauf zu machen und die Entstehung der Klapphochsitz-Gewohnheit nachzuvollziehen: Am Anfang gingen die Menschen noch ohne Klapphochsitz ins Kino. Man machte es sich in weichen Kinossesseln bequem. Die Hochgewachsenen nahmen auf die Kleinwüchsigeren Rücksicht; man achtete darauf, einander nicht die Sicht auf die Leinwand zu versperren, und tauschte gegebenenfalls den Platz. Doch nach und nach kam den Kinobesuchern diese gegenseitige Rücksichtnahme abhanden. So kam der erste von ihnen auf die Idee, sich mit besagtem Utensil einen besseren Blick auf die Leinwand zu verschaffen und über alle Köpfe hinwegzusehen. Wie in einer rückwärts abgespielten Filmaufnahme von umkippenden Dominosteinen wuchsen immer mehr Klappsitze in die Höhe. Mit der steigenden Nachfrage lockte ein lukrativer Markt immer mehr Investoren an, die wohl auch zu verhindern wussten, dass Gesetze zur Eindämmung des

Wildwuchses von Hochsitzen verabschiedet wurden. Letzterer breitete sich mittlerweile auch in anderen Veranstaltungsorten wie Theatern, Konzertsälen, Opernhäusern und Elternabenden aus. Schließlich zog auch der letzte Kinobesucher mit der Anschaffung des begehrten Objekts nach. Ihm blieb keine andere Möglichkeit. Denn von den unteren, nunmehr leer bleibenden Kinosesseln gesehen konnte wegen der vielen Hochsitze kein Blick mehr bis zur Leinwand durchdringen.

Aus dieser Erklärung formulieren Sie eine Erzählung, bringen sie erst mündlich, dann schriftlich in Umlauf, weil Sie hoffen, den Menschen die Augen öffnen und zum Filmerlebnis im bequemen Kinossessel verhelfen zu können – oder zumindest ein Bewusstsein für die Frage zu wecken: Wie war es denn einmal ursprünglich?

Sie mögen denken: Was für ein absurdes Szenario! Oder Sie ahnen schon, wie das Gedankenexperiment weitergeht: Was wäre, wenn *Ihnen* jemand aus einer anderen Welt begegnen würde (es könnte auch Ihr anderes Ich aus der Zukunft sein, das dieses Buch bereits zu Ende gelesen hat) und Ihnen mit einer ähnlichen Erzählung sagen will: Auch *Sie* leben in einer Welt, die von außen betrachtet in vielerlei Hinsicht genauso absurd wirkt! Oder Sie brauchen diesen Besucher aus der anderen Welt gar nicht, weil Sie dies schon lange selbst denken. Tag für Tag entdecken Sie in ihrem Umfeld neuen Stoff für Erzählungen, die uns allen die Augen öffnen würden, und es kribbelt Ihnen schon in den Fingern, mit dem Schreiben anzufangen ...

*

Aus einer solchen Motivation könnte vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden die Paradieserzählung von Adam und Eva entstanden sein: Seit Jahrtausenden gibt es Menschen, die die menschliche Existenz als von einem eigentlich normalen, ursprünglichen Zustand abweichend empfinden. Den gedachten Ursprungszustand versuchten sie

den Menschen mittels einer Erzählung nahezubringen. Diese hatten sich teils längst an die eingeschlichenen Abweichungen gewöhnt und hatten verlernt, diese zu hinterfragen. Oder sie fragten ebenfalls, getrieben von einer unergründlichen Sehnsucht nach dem Sinnvollen und Ursprünglichen. Das Wort „ursprünglich“ oder „am Anfang“ bezeichnet demnach kein *Damals* im zeitlichen Sinn. Es bezeichnet ein *Eigentlich*, eine unverfälschte Idee. Im Grunde sprechen Sie mit der Geschichte nur aus, was alle im Tiefsten auch selbst wissen, sich aber vielleicht nicht mehr auszusprechen getrauen: Man muss keine übermenschlichen Fähigkeiten besitzen oder ein begnadeter Prophet sein, um zu erkennen, dass etwas nicht stimmt, wenn Klapphochsitze in die Höhe wachsen, sich eine Ich-zuerst-Mentalität in immer mehr gesellschaftliche Bereiche hinein Bahn bricht und subtil den Lauf der alltäglichen Dinge bestimmt. Das bedeutet auch: Die Paradieserzählung ist kein Bericht von etwas Vergangenen. Vielmehr ist sie eine Blaupause für unsere gegenwärtigen Denk- und Verhaltensmuster. Sie fordert heraus, uns selbst anzuschauen, unsere verinnerlichten Mechanismen in den Blick zu nehmen, mit denen wir Tag für Tag unser Leben verkomplizieren oder gar einander Leid zufügen.

Erzählungen, die wie die Paradieserzählung der Bibel von einem ursprünglichen Zustand berichten, bezeichnet man als Ätiologie (vom griechischen Wort „*aition*“, deutsch: „Ursache“): Sie begründen, warum die Dinge unseres Lebens und unseres Alltags so sind, wie sie sind. Sie gehen der Frage nach: Warum sind die Dinge nicht so, wie sie sein *könnten*? Und damit tun sich gleich weitere Fragen auf: Warum gibt es Böses? Woher kommen wir? Warum sterben wir? Würde man aufhören, sich diese Menschheitsfragen zu stellen, würde das bedeuten, sich ein ganzes Stück weit vom Menschsein selbst zu verabschieden.

Da die Erzählung vom Paradies in der Genesis in dieser Weise von einer Ursprünglichkeit spricht, ist sie *Schöpfungserzählung*. Sie führt

eine ursprüngliche Idee auf ihren Urheber zurück. Für die abrahamitischen Religionen (Christentum, Judentum und Islam) hat dieser Ideengeber einen Namen: *Gott*, der die Welt und den Menschen erschaffen hat. Und ebenso gibt es einen Ort, der mit diesem eigentlichen und ursprünglichen Zustand in Verbindung gebracht wird: Er heißt Paradies – oder auch *Eden*. Im Alten Testament, das Juden und Christen verbindet, aber auch im Koran wird von der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Garten Eden erzählt. Mit dieser Erzählung wird erklärt, warum die Dinge nicht so sind, wie sie als *ursprünglich* empfunden werden.

Aus einer religiösen Perspektive ist auch die gefühlte Abwesenheit Gottes, oder vielmehr der weitgehend verdunstete Glaube an ihn, Teil des nicht mehr ursprünglichen Zustands: Man lebt so, als ob es Gott nicht gibt. Davon könnte man sich den Gewinn versprechen, dass dem „Ich zuerst“ und der freien Fahrt im eigenen Leben von niemandem die Vorfahrt genommen wird – auch nicht von einem Gott. Aus der Perspektive des Glaubens ist diese Verabschiedung von einem als störend empfundenen Gott jedoch keine Befreiung, sondern vielmehr ein Mangel an Freiheit. Warum dem so ist, wird in den folgenden Kapiteln näher zu besprechen sein. Dennoch versucht dieses Buch, den möglichen Interessentenkreis für einen gemeinsamen Weg in ein neues Eden so gut wie möglich über die Grenzen von Konfessionen und Religionen hinaus auszuweiten. Denn der Weg nach Eden, der hier beschrieben wird, soll der Weg zu einem *sinnvollen* und *freien* Leben sein. Und dieser soll auch jenseits von konfessionellen und religiösen Grenzen darin liegen, dass wir *aus Hingabe leben* – d. h., dass wir *zur Gabe, zum Geschenk füreinander* werden.

Was würde das in unserem Klapphochsitz-Beispiel bedeuten? Wer sich hier zum Geschenk, zur Gabe macht, kann nur den Weg verfolgen, sich in den Dienst des Gesamtwohls stellen zu wollen und die

Dynamik der Selbsterhöhung und -überhöhung zu durchbrechen. Es ist dazu nötig, wieder ganz von vorn anzufangen – oder in diesem Fall: *von unten*. Wer diesen Weg einschlägt, muss damit leben können, sich weder räumlich noch moralisch oder machtpolitisch in luftigen Höhen zu bewegen, sondern sich am Boden zu befinden. Menschen, die aus Hingabe leben, sitzen oft *zwischen* den Stühlen, sind *zwischen* verschiedenen Welten unterwegs. Sie fühlen sich selten in einer Gedankenblase zu Hause. Sie fragen nach, versuchen zu verstehen, auszugleichen, zu versöhnen. Sie scheuen nicht die Auseinandersetzung mit anderen Gedanken, sondern begreifen sie als Chance zur eigenen Reifung. So sind oftmals sie es, die versiegte Kommunikation wieder zum Fließen bringen. Da sie sich jedoch am Boden befinden und in keiner der Gedankenblasen zu Hause sind, setzen sie sich den herabschauenden Blicken anderer aus. In einer moralisch aufgeladenen, polarisierten Gesellschaft ist es zwar kaum zu vermeiden, von jemandem für dumm, böse, ewiggestrig, wahnsinnig oder sonst irgendwie für niederstehend gehalten zu werden. Oft beruht dies ohnehin auf Gegenseitigkeit, so dass man gut damit leben und sich in seine Blase der Gleichgesinnten zurückziehen kann. Jedoch braucht es gerade dann Menschen, die das Spiel mit den Klapphochsitzen nicht mehr mitspielen und die Grenzen zwischen konkurrierenden Gesinnungsblasen durchbrechen. Ohne sie läuft eine Gesellschaft Gefahr, dass der Moment verpasst wird zu fragen, welche Art des Zusammenlebens wir uns jenseits der abgeschlossenen Echokammern wünschen. Und der Moment zu fragen, ob immer weiter in die Höhe wachsende Hochsitze der Weg in die richtige Richtung sind.

Christinnen und Christen haben für genau diese Haltung in Jesus von Nazareth ein Vorbild. Er wurde zu den Allerletzten gezählt, zu den Ausgestoßenen und Verbrechern, gerade weil er eingefahrene und unhinterfragte Muster durchbrach. Er stand für die Menschen ein, ging

auf Ausgegrenzte zu, versöhnend, vergebend, selbst gegenüber seinen Feinden. Anders gesagt: Jesus machte sich ganz zur Gabe für die Menschen. Dies wird in den nächsten Kapiteln genauer erläutert werden. Jesus genau darin nachzufolgen ist Kern des Christentums und Anspruch an alle Christgläubigen. Von ihnen ist nicht weniger gefordert als die Bereitschaft, *sich selbst zu geben*, selbst in die Bresche zu springen für die anderen und für sie in die Verantwortung zu gehen; auch für die missliebigen Zeitgenossen. Und dabei ist am Ende immer mit der Möglichkeit zu rechnen, ja sogar als ziemlich sicher anzuerkennen: Auch *ich selbst* habe dieses Einstehen nötig. Auch *ich* bin nicht der Held, der aus eigener Kraft im Himmel sein Siegerpodest verdient. Sondern ein *anderer* hat *für mich* den Himmel zugänglich gemacht durch sein Einstehen für mich. Und wieder andere, die Jesus nachfolgten, ahmen ihn genau in diesem Für-mich-Einstehen nach. Vielleicht gerade diejenigen, von denen ich es am allerwenigsten vermutet hätte. Auch dem werden wir in den nächsten Kapiteln tiefer auf den Grund gehen.

Es scheint jedoch, dass dies ähnlich aus dem Blick geraten ist wie die Normalität eines Kinosaals, der noch nicht von Selbstüberhöhung verstellt ist. Vielmehr ist anstelle dieser Haltung – das müssten Christen sich ehrlicherweise eingestehen – weit verbreitet ebenfalls ein Kampf um den höchsten Klapphochsitz getreten. *Das Gute* anstreben zu wollen (wozu Religionen ja in der Regel anleiten wollen), ist leicht zu verwechseln mit dem fast gleich klingenden Wunsch, zu *den Guten* zu gehören; und dann am besten auch gleich zu den *besonders* Guten von den Guten. Dann braucht es jedoch zur Selbstvergewisserung auch diejenigen, die für das eigene Gutsein die dunkle Kontrastfolie bilden. Der Streit um die moralische Deutungshoheit, mit der andere beurteilt und untergeordnet werden können, ist damit schon vorprogrammiert. Da sie diese oftmals beanspruchen, erzeugen Kirchen nicht nur von außen betrachtet oft ein Bild elitärer Zirkel und Institutionen, die

mit Ge- und Verbotsschildern um sich werfen und deren Mitglieder Meister darin sind, sich bei Bedarf von den eigenen Maßstäben spitzfindig freizusprechen. Vor allem aber auch innerhalb kirchlicher Kreise werden andersdenkende Glaubensgeschwister schnell mal zu Schießbudenfiguren, mit deren Abschuss die eigene moralische Treffsicherheit und Überlegenheit genüsslich zur Schau gestellt werden kann.

Zwar können Institutionen wie Kirchen oder andere Religionsgemeinschaften kaum ohne gemeinsame moralische Standards auskommen. Beim Christentum wie bei anderen Religionen soll sich der Glaube im Bemühen um gute Taten und im Einhalten der Gebote niederschlagen. Überheblicher Moralismus hingegen läuft der Kernbotschaft des Christentums umso mehr zuwider. Nimmt man dagegen den Anspruch des Christentums ernst, Jesus in seinem *Einstehen für andere* nachzuahmen, ist dies ohne Zweifel herausfordernder, anspruchsvoller und kostspieliger – dafür aber auch *echter*. Denn dann kann ich mich als Christin oder Christ nicht mehr zum Nulltarif aufs Podest stellen. Oder mich als religiöser Einzelkämpfer – nach dem Motto: mein Gott und ich – in mein Andachtskämmerlein verschließen. Ich kann mich nicht mehr hinter formelhafter und selbstgerechter Gebotserfüllung verstecken. Genauso wenig kann ich mich der Illusion hingeben, meine brav bezahlten Kirchensteuern wären die abbezahlte Eintrittsgebühr in den Himmel oder zumindest ein lohnender Versuch, mit einer überschaubaren irdischen Investition eine erkleckliche himmlische Gewinnausschüttung zu erzielen. Der Anspruch, die eigene Existenz, sogar das eigene Leben für andere zu geben, bringt jede derartige Deckung zu Fall und durchkreuzt jedes Versteckspiel. Er bringt die innerste Motivation zum Vorschein. Und er demaskiert uns immer wieder als Anfänger: Den Glauben muss man immer wieder neu und von vorn erlernen!

*

Wie damit bereits angeklungen ist, ist die in diesem Buch eingenommene Perspektive diejenige eines Christen. Und zwar von einem, der dieses Christsein als Priester zum Beruf gemacht hat – fasziniert von dem Vorbild Jesus Christus, der eine Existenz als Gabe konsequent vorgelebt hat. Die in diesem Buch eingenommene christliche Perspektive wäre jedoch gänzlich missverstanden, wenn sie als ein Recht-haben-wollen gegenüber anderen Religionen oder Weltanschauungen verstanden würde. Im Gegenteil ist sie von der Überzeugung getragen, dass ein klarer eigener Stand nicht nur die Bedingung dafür ist, dass Toleranz gegenüber anderen Glaubensüberzeugungen mehr ist als bloße Gleichgültigkeit. Sondern auch die Bedingung dafür, mit anderen Religionen und Weltanschauungen in einen konstruktiven Dialog zu treten. Dieser erfordert mit allem, was den Angehörigen dieser Religionen und Weltanschauungen wichtig oder gar heilig ist, respektvoll umzugehen. So hoffe ich umgekehrt, dass auch Angehörige anderer Religionen und Weltanschauungen durch die Lektüre der christlichen Perspektive Anregungen zum Geschenksein für andere, zu einem Leben in Hingabe finden können. Denn der Gedanke der Hingabe ist beileibe kein alleiniges Patent des Christentums.

Es gibt dennoch gute Gründe, christliche Lebenspraxis als einen Weg zur Freiheit zu sehen, wenn man sie gezielt aus der Perspektive von Geschenksein und Hingabe betrachtet. Diese aufzuzeigen, soll im Folgenden versucht werden. Dazu gehört aber auch, sich als Christ anfragen zu lassen. Dies beinhaltet, sich der Möglichkeit zu stellen, dass man vielleicht doch einem Irrtum aufgesessen ist. Im ungünstigen Fall redet man sich Unfreiheit als Freiheit schön. Daher versteht sich das vorliegende Buch auch als Diskussionsbeitrag, der Widerspruch und Kritik nicht scheut, sondern daran nur weiter reifen und wachsen kann. Dass die Paradieserzählung der Bibel und eine christliche Lebenspraxis im Folgenden gezielt aus der Perspektive von Geschenk-

sein und Hingabe beschrieben werden, heißt auch nicht, dass dies die alleinseigmachende Perspektive ist. Womöglich ist diese Perspektive jedoch gerade in unserer Zeit eine, die ziemlich verschüttet gegangen ist und dringend wieder freigelegt werden muss. Der Grundgedanke der Hingabe ist auch über die Grenzen der Religionen hinaus begründbar, etwa mit Blick in die Natur und in die Philosophie, und von dort übertragbar auf Familie, Beruf und andere Lebensbereiche. Darum soll es jenseits aller christlichen Färbung in den folgenden Kapiteln ebenfalls gehen.

Um sich die mögliche Tragweite eines solchen Perspektivenwechsels bewusst zu machen, ist es notwendig, einen kritischen, hin und wieder auch provokativen Blick auf unsere gesellschaftliche Wirklichkeit zu werfen. Manches, was wir tagtäglich erleben, könnte sich dann als etwas zeigen, das so wenig normal, so wenig ursprünglich und so wenig im Sinne des Erfinders ist wie Klapphochsitze im Kino. Manche derartige Beschreibung unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Realitäten mag überzeichnet sein. Doch zugespitzte Formulierungen dienen manchmal, wie ich hoffe, der besseren Greifbarkeit und Verständlichkeit des dahinterliegenden Gedankengangs.

